

„Kirche ohne Macht“ (Ivan Illich). Beiträge zur Feier des Wandels

14. Oktober 2025 * Barbara Hallensleben

„Was ist ein Missionar?“

Zu: „Missionarisches Schweigen“ und „Missionarische Armut“ (47-64)

Wir beginnen mit Ihren „intelligenten Sätzen“.

Was ist Ihnen zu dem Kapitel „Wie geben wir das Christentum weiter?“ wichtig geworden?

Ich habe die Ordnung unserer Themen bzw. Kapitel ein wenig umgestellt, denn die Frage: „Was ist ein Missionar?“ schließt unmittelbar an die Frage „Wie geben wir das Christentum weiter?“ und kann im Sinne dieses Kapitels gelesen werden. Sie lautet dann: Wie muss ein Mensch beschaffen sein, wenn er das Christentum weitergeben will? Die Artikel stammen aus den Jahren 1960 und 1961. Sie sind also „vorkonziliar“, wie man heute abwertend zu sagen pflegt. Illich redet hier über sich selbst und seine unmittelbaren Erfahrungen als Priester. Wir können daher auch das erste Kapitel „Die amerikanische Pfarrei“ aus dem Jahr 1955 einbeziehen, das mit einer sehr modernen Frage beginnt:

„Suchen die Menschen in ihrer Pfarrei [Gemeinde] nach etwas, das die Pfarrei nicht bieten kann, oder bietet die moderne Stadtpfarrei grundsätzlich nicht das, was sie sollte?“ (1). Das Kapitel und insofern das ganze Buch beginnt nicht mit einer Überlegung zur Pastoraltheologie, sondern mit José, einem jungen Puerto Ricaner, den Illich als Kaplan in Manhattan mit Freunden vor der katholischen Kirche herumlungern sieht. Er beschreibt die schroffe Differenz, die zwischen der Glaubensform von José und der amerikanischen Pfarrei besteht: die Sprache – der dunkle, wenig heimelige Kirchenraum – die „Platzanweiser“ – die „Pünktlichkeit“ des Gottesdienstes – die Anonymität unter fremden Menschen, die auch gar keine Gemeinschaft miteinander suchen... Die zwei spanischen Worte „que tal“ reichen, um das Eis zu brechen. Aber von dort bis zu einer lebendigen christlichen Gemeinschaft bleibt noch ein langer Weg.

Wir könnten sagen: Diese Erfahrung ist nicht unsere. Menschen heute sind von der Pfarrei nicht entfremdet, weil sie eine andere, markant verschiedene Erfahrung des kirchlichen Lebens haben, sondern weil sie überhaupt nicht im Glauben verwurzelt sind, nichts vermissen und schon gar nichts in der Kirche suchen. Diese Differenz müssen wir berücksichtigen, aber sie spielt für den „Missionar“ zunächst keine Rolle. Wo Thomas von Aquin über die Rechtfertigung spricht, sagt er einmal:

Es war für Gott leichter, die Welt zu erschaffen, als einen einzigen Sünder zu rechtfertigen. Denn die Welt wehrte sich nicht gegen ihre Erschaffung, die Menschen als Sünder und Sünderinnen aber leisten Gott Widerstand ...

Illich beschreibt eindrucksvoll das Werden der Pfarrei – aus „einer einzigen Messe, die in der ganzen Stadt gefeiert wird“ (symbolisch verbunden durch die geteilte Hostie des Bischofs, die in allen Feiern verteilt wird), um alle Glaubenden mit Jesus Christus zu verbinden, zur in sich geschlossenen Territorialpfarrei mit einem einzigen Priester. Für seinen amerikanischen Kontext unterscheidet Illich

- * die „schützende Pfarrei“, die Christen Heimat bietet gegen die Fremdheit ihrer Umgebung und die deshalb stark nach innen orientiert ist und keinen „missionarischen Geist“ entwickelt, und

- * die Pfarrei als „aufkeimende Pfarrei“ (budding parish), die sich einfach um die Menschen kümmert, die auf ihrem Pfarregebiet leben.

Illich urteilt und verurteilt nicht, aber er sagt: „Während des Winters war es für die Saat gut, in der Erde verborgen zu bleiben, doch wenn sie im Frühling nicht aufkeimt, verrottet sie“ (13), so wie ein Sauerteig ohne Mehl zu nichts taugt.

Auf diesem Hintergrund können wir uns den zwei Artikeln über „Mission“ zuwenden, die in dem Buch integriert sind. Die beiden begleitenden Worte sind erstaunlich genug: „**Schweigen**“ und „**Armut**“. Soll der Missionar nicht gerade „reden“? Muss er nicht gut genug ausgestattet sein, um seine Aufgabe möglichst wirksam zu tun?

Wie wir an José gesehen haben, beginnt die „Kommunikation“ mit dem Lernen der Sprache. „Meiner Überzeugung nach ist das richtig betriebene Studium einer Sprache eine der wenigen Gelegenheiten, bei denen ein Erwachsener eine tiefe Erfahrung von Armut, Schwäche und Abhängigkeit vom guten Willen des Anderen machen kann“ (48), schreibt Illich, der geradezu polyglott war. Der erste Beitrag ist nicht einfach eine wissenschaftliche Reflexion, sondern ein Beitrag zu einem Abend des schweigenden Gebets mit einem Einleitungsimpuls, der nachträglich von Teilnehmenden aufgezeichnet wurde.

Die Grundeinsicht lautet: „Worte und Sätze bestehen aus Formen des Schweigens, die bedeutungsvoller sind als die Laute. Die bedeutungsschwangeren Pausen zwischen Klängen und Äußerungen werden zu leuchtenden Punkten in einer unglaublichen Leere – wie Elektronen im Atom, wie Planeten im Sonnensystem.

Die Sprache ist eine Schnur aus Schweigen, deren Knoten die Klänge sind, wie die Knoten in einem peruanischen *quipu*¹, in dem die leeren Räume sprechen“ [...]. Wir müssen also nicht so sehr die Worte des anderen, sondern seine Formen des Schweigens lernen, um ihn zu verstehen“ (48).

Der Übergang zum Missionar erfolgt unmittelbar: „Vielleicht erklärt dies, warum manche Missionare trotz ihrer Bemühungen nie lernen, richtig zu sprechen, sich durch Formen des Schweigens feinfühlig zu verständigen. Obwohl sie ‚den Dialekt der Einheimischen sprechen‘, bleiben sie für immer Tausende von Kilometern entfernt. Das Erlernen der Grammatik des Schweigens ist eine Kunst, viel schwieriger zu erlernen als die Grammatik der Laute“ (49). Wie will ich das Innerste eines Menschen erreichen, das „worthaft“ ist, wenn ich die Nuancen seiner Sprache nicht erfasse?

Illichs Beispiele sind einfach und alltäglich – dann hoch theologisch: Er beginnt mit dem Priester, der im Bus dem Bericht über die Krankheit der Ziege eines Gemeindemitglieds zuhört. Und er geht über zum schweigenden, betenden Hören Marias, damit sie zur rechten Zeit ihr *fiat* sprechen konnte. Illich nennt es das Schweigen, das dem Samen einer neuen Sprache Zeit gibt, „auf dem fremden Boden seiner Seele zu wachsen“ (51). Es ist nicht das Schweigen der Gleichgültigkeit, nicht das höllische Schweigen der Verweigerung und Verachtung, auch nicht das Schweigen, in dem sich die Aggression der Überwältigung des anderen mit den eigenen Worten vorbereitet.

Das fehlende Schweigen macht nicht nur die Botschaft des Glaubens unfruchtbar, es macht auch den Missionar einsam und ortlos in einer fremden Welt. Er will „etwas für die Leute tun“, er rühmt sich vielleicht sogar, die Sprache der Menschen „besser zu sprechen als sie selbst“, und bleibt doch in sich gefangen. Die wahre Quelle des Wortes ist nach Illich immer – das Gebet, das die größtmögliche Fremde aushält, um sich im Wort Gottes zu verwurzeln.

Darin kann ein anderes Schweigen auftreten, das Illich das Schweigen der Pietà nennt, der Gottesmutter angesichts von Kreuz und Tod ihres Sohnes. Es ist das Schweigen der Fassungslosigkeit angesichts von Verrat und Tod, die Teilhabe am Sterben des Logos, das es in der Hoffnung auf Auferstehung auszuhalten gilt.

1 *Quipu (spanisch) oder Khipu (Quechua) bedeutet „Knoten“ und bezeichnet eine Knotenschrift im südamerikanischen Inkareich seit dem 7. Jahrhundert.

Wenn Illich Recht hat, dann ist auch seine Verknüpfung zwischen Mission und Armut in seinem zweiten Beitrag verständlich. Hier spricht Illich, der es als seine Aufgabe erkannt hat, „Missionare“ für Lateinamerika auf ihre Aufgabe vorzubereiten. Er hat – wie wir genauer sehen werden – vor allem diejenigen amerikanischen Priester und Ordensleute im Blick, die aus Nordamerika nach Südamerika entsandt werden, um hier „zu helfen“, d.h. die Ortskirchen zu unterstützen.

Hier stellt sich jetzt die Frage nach dem, was den Missionar von allen anderen unterscheidet, die den Glauben weitergeben. Illich geht Schritt für Schritt vor:

- * Der Missionar ist nicht gläubiger und selbstloser als alle anderen.
- * Der Missionar ist nicht allein durch Glaubensweitergabe zu bestimmen.
- * Der Missionar ist auch nicht einfach derjenige, der im Ausland arbeitet.
- * Der Missionar Nichtglaubenden erstmals das Evangelium verkündet.

Was sonst?

„Der einzige gemeinsame Nenner für alle Missionare liegt vielmehr in einer Tatsache: Sie alle sind Menschen, die ihr eigenes Milieu verlassen haben, um das Evangelium in einem Milieu zu predigen, das nicht von Geburt an ihr eigenes ist. Der Unterschied liegt in der Beziehung zwischen Person und Umfeld – nicht in der Person selbst oder im Umfeld“ (56).

Der Ausbildung solcher Menschen wollte Illich sich widmen. Wenn er die entsprechende Haltung „Armut“ nennt, dann meint er nicht einfach die Bereitschaft, mit einem geringen Gehalt auszukommen, sondern er meint die Armut der Bergpredigt, die Armut als Aspekt der Menschwerdung Gottes in Jesus Christus. Illich nennt die Inkarnation den „unendlichen Prototyp des missionarischen Wirkens, die Mitteilung des Evangeliums an ‚Andere‘ durch Ihn, der in eine Welt eintrat, die der Natur nach nicht seine eigene war“ (56).

An dieser Stelle verbindet sich die Frage nach der Kirchenreform unmittelbar mit der Frage der Studienreform. Sind wir eine theologische Fakultät, die Menschen ausbildet, die Kenosis der Menschwerdung mitzuvollziehen? In der heutigen noch pluraleren Lebenswelt wächst der Missionar im Sinne von Illich doch wieder zusammen mit dem Menschen, der bereits mit seinem Nachbarn nicht unbedingt dieselbe Sprache und Kultur teilt ...

Denken Sie weiterhin an unsere Fakultät und Ihre eigene Ausbildung, die doch im weitesten Sinne eine Ausbildung zum Missionar, zur Missionarin ist?

- * Wie gehen wir mit dem Lernen von Sprache(n) um, die Illich so wichtig ist?
- * Verstehen wir „bis dahin unbekannte soziale, wirtschaftliche und geophysikalische Kräfte“ (57), die die Lebenswelt anderer Menschen bestimmen?
- * Üben wir uns mit der nötigen „Gelassenheit“ (59) ein in die „Relativität menschlicher Überzeugungen gegenüber dem einzigartigen und absoluten Sinn der Offenbarung“? (58)
- * Sind wir bereit und fähig, Indifferenz zu üben als Bereitschaft „auf unsere Vorlieben zu verzichten“ (59)?
- * Wie sieht eine „katholische Kultur“ aus, die doch einerseits „allumfassend“ sein soll, sich zugleich aber im Licht des Evangeliums als fähig erweisen, alles Gute in der Lebenserfahrung anderer in sich aufzunehmen?

Die Erfahrung von Illich lautet: Eine solche Loslösung vom Eigenen „tut weh“! Er geht hier sehr humorvoll mit menschlichen Reaktionen um: „Kein Wunder, wenn der junge Missionar jeden Tag neue Streiche in sich entdeckt, die ihm seine Natur spielt, um die Loslösung von seiner gesamten Vergangenheit zu verhindern. Er wird sich dabei ertappen, wie er philosophische Argumente zugunsten einer ‚menschlichen Natur‘ konstruiert, die ‚überall gleich‘ ist, um das Singen von ‚Stille Nacht‘ an Weihnachten gegenüber Feierformen lokaler Traditionen zu rechtfertigen, oder um die vom Evangelium geforderte freie Partnerwahl zu verteidigen, weil er innerlich immer noch protestiert gegen seine eingewanderte Mutter, die eine Ehefrau für seinen Bruder in Boston auswählt“ (62f.).

Der Schlussparagraph im Beitrag zu „Missionarische Armut“ resümiert die wesentlichen Gedanken: „Die Entwicklung eines missionarischen Geistes muss mit einer Analyse der Idee der geistigen Armut, der Loslösung, beginnen. Der Mensch kann sich von sichtbaren Dingen, die er mit seinem Körper benutzen kann, und von der Unversehrtheit seines Körpers selbst lösen. Der Mensch kann noch weiter gehen und sich von der Achtung, der Zuneigung und den Möglichkeiten der Selbstentfaltung lösen, die seine Mitmenschen ihm geben können.

Der Missionar muss sogar noch weiter in einen Bereich der Loslösung von sich selbst vordringen, den wir ‚missionarische Armut‘ nennen wollen, eine intime mystische Nachahmung Christi in seiner Fleischwerdung. Jede Bemühung um missionarische Ausbildung erhält ihre Einheit und ihren tiefen Sinn, indem sie die

Erlangung der seliggepriesenen Armut ins Zentrum stellt, denn darin liegt die Aufgabe des Missionars.

Die intellektuelle Ausbildung in Sozialwissenschaften und Sprachstudien für den Missionar müssen als Gelegenheit und sogar als Mittel für die Entwicklung einer besonderen Form der geistigen Loslösung und der Freiheit zur kontemplativen Liebe gesehen werden, als Entsprechung zu einer sehr persönlichen Berufung.

Ein Lehrplan mit eigenen Kursen für den ‚künftigen Missionar‘ kann so zu einem wirksamen Instrument werden, um eine tief verwirklichte Katholizität zu erlangen in der Nachfolge des Wortes, das MENSCH wurde als Sohn eines Zimmermanns in Galiläa“ (63f.).